

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 3 (1923-1924)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eigengehalt doch noch in der Gruppierung um den Stamm und auch in der wehmützbollen Abendstimmung äußerlich an Übliches angelehnt. Wie anders in den Gesichtern von 1913: „Jesus nimmt die Sünder an“, im herben „Einsamen Christus“ und in der wundervoll linear und farbig bewegten, rhythmisch tönenden Darstellung der „Klugen und törichten Jungfrauen“. Bis zu den Sachen aus dem letzten Jahre: dem ganz eigen erfaßten, dramatisch erregten „Abendmahl“ z. B., auf dem die Jünger erstaunt, entsetzt, erschüttert dem wegschleichenden Judas nachstarren, während Christus tieftraurig, aber ebenso unererschüttert gefaßt vor sich niederblickt — der Wissende unter den menschlich Verblendeten. Und dann vollends die „Kreuzigung“: vor kahlem weitem Berggelände auf baumloser Kuppe die drei schmalen hochragenden Kreuze in tiefer Einsamkeit, nur die knieende Muttergottes im Vordergrund und hinter dem Hügel auftauchend das Gesicht des jungen Johannes. Alles geschwunden und versunken, was nicht zum Innersten des Trauerspiels gehört: tiefster Schmerz der Verlassenheit vor der höchsten Höhe des Leidens. Das heiße ich in seiner schlichten Art Größe, auch wenn es dem Format nach keine beanspruchen darf. Es ist keine Darstellung seines Entwicklungsganges, die ich hier geben kann, es bleiben lediglich Andeutungen meines Empfindens. Bei ihrer Knappheit möchte ich der Möglichkeit eines Mißverständnisses in der Richtung entgegenreten, als wollte ich damit die frühen Arbeiten Kreidolfs gegenüber seinen späteren in ihrem Werte herabsetzen. Der Mann ist eine Vollendung des Kindes und Jünglings, gewiß, aber nicht etwa schlechtweg ihre „Verbesserung“: jede Lebensperiode entwickelt daneben auch ihre besonderen Vorzüge, die in einem späteren Abschnitt trotz des Höhersteigens der Persönlichkeit im allgemeinen so nicht mehr zur Geltung kommen, und selbstverständlich gelingt auch dem erst sich Entwickelnden in glücklichen Stunden manches, was selbst der Vereifte nicht mehr übertreffen kann. L. W.

Bücher

Der Krieg der versäumten Gelegenheiten.

Für ein am Weltkriege nicht unmittelbar beteiligt gewesenes Land ist es gegenwärtig schwer, sich eine auch nur einigermaßen zutreffende Vorstellung von dem in Deutschland herrschenden Seelenzustande zu machen. Die unerträgliche Not der Zeit erhebt die Verantwortung für den gegenwärtigen Zustand der Dinge ins Ungeheure. Daher wird, nicht nur in der Tagesliteratur, sondern auch in fast allen geschichtlichen Werken mit einer Leidenschaftlichkeit, die sich mit historischer Objektivität nur zu schlecht verträgt, um die Gründe unseres Zusammenbruches gekämpft. Fast sämtliche Kriegsbücher der an den Geschehnissen des Weltkrieges in vorderster Linie beteiligt gewesenen Persönlichkeiten sind daher auf Abwehr erhobener Vorwürfe und auf Klarstellung der Verantwortlichkeiten eingestellt. Wir stehen den Dingen noch zu nahe, als daß ein objektiver Fernblick, wie ihn eine unbeeinflussbare Geschichtschreibung verlangt, weiteren Kreisen möglich wäre.

Unter den Werken, die dazu berufen erscheinen, einer ernsten Geschichtschreibung des Weltkrieges den Weg zu bahnen, darf das soeben im Verlage für Kulturpolitik zu München erschienene Buch des Generals **Max Hoffmann** „Der Krieg der versäumten Gelegenheiten“ einen besonderen Platz beanspruchen. General Hoffmann, ein Mann von scharfem Geiste, imponierender Körpergröße und persönlicher Unererschrockenheit, hat im Weltkriege Gelegenheit gehabt, sein reiches Können an verantwortungsvollsten Stellen zu bewähren. Für die großen Aufgaben, an deren Lösung mitzuwirken er berufen wurde, war er durch seine militärische Vergangenheit ausgezeichnet vorgebildet.

Als der Krieg ausbrach, befand sich Hoffmann als Bataillonskommandeur in Mülhausen im Elsaß. Seine Mobilmachungsbestimmung berief ihn als „ersten Generalstabsoffizier“ zu dem Oberkommando auf den östlichen Kriegsschauplatz. Seine Auswahl gerade für diese Stellung muß als eine glückliche bezeichnet werden, denn Hoffmann hatte viele Jahre in Ostpreußen und Posen verbracht, kannte also das in Betracht kommende Gelände sehr genau. Am ersten Mobilmachungstage traf er in Posen, dem Mobilmachungsorte des Armeekorps 8, ein. Für die ersten Kriegshandlungen im Osten, die noch im August 1914 zu sofortiger Abberufung des Armeeführers, Generals v. Prittwitz und Gaffron, führten, beanspruchten die knappen Darlegungen Hoffmanns das höchste Interesse. War Hoffmann doch tatsächlich, nachdem nicht nur der Armeeführer v. Prittwitz, sondern auch sein Chef des Generalstabes, Generalmajor Graf Waldersee, abberufen waren, bis zum Eintreffen des neuen Oberbefehlshabers Hindenburg und des neuen Generalstabschefs Ludendorff der einzige ruhende Pol in der Flucht der operativen Erscheinungen. Seine Behauptung, daß die grundlegenden Anordnungen für die Schlacht von Tannenberg schon von General v. Prittwitz getroffen worden seien, verdient unter diesen Umständen ernste Beachtung. Wichtig ist auch, was Hoffmann über den Konflikt der russischen Heerführer Rennenkampf und Samsonow mitzuteilen weiß. Es erscheint danach nicht ausgeschlossen, daß Rennenkampf aus persönlicher Feindschaft Samsonow im Stiche gelassen hat.

Wenn man festhält, daß der deutsche Westkrieg, so wie er geplant und in der Ausführung gedacht war, in der Marneschlacht im September 1914 endgültig scheiterte, so gewinnt die Frage der Entsendung zweier kampfkraftiger Korps von der Westfront nach dem Osten während der Schlacht von Tannenberg geradezu weltgeschichtliche Bedeutung. Ausdrücklich betont Hoffmann, daß General Ludendorff die ihm angebotene Verstärkung aus dem Westen als nicht unbedingt nötig bezeichnet hatte. Wenn der Westen irgendwelche Schwierigkeiten bei der Abgabe habe, möchten die Korps dort bleiben, sagte Ludendorff in Gegenwart Hoffmanns dem vom Großen Hauptquartier im Westen anrufenden Chef der Operationsabteilung. Dieser aber erklärte, die Truppen seien im Westen entbehrlich, und entsandte das XI. und das Garde-Reservekorps, sowie die 8. Kavallerie-Division nach dem Osten, obwohl Ludendorff betonte, die Korps kämen für die jetzt im Gange befindliche Schlacht — von Tannenberg — zu spät; die 8. Armee könne sich gegen Rennenkampf im Notfalle auch allein helfen; die Oberste Heeresleitung möge daher, wenn die Korps im Westen zur schnelleren Entscheidung gebraucht würden, auf den Osten keine Rücksicht nehmen. Diese Feststellungen stimmen mit den Angaben des Generals Ludendorff in seinen „Kriegserinnerungen 1916—1918“ (S. 45) überein. Auch er hebt hervor, daß er überhaupt nicht um Verstärkung gebeten habe; der Entschluß, sich im Westen zu schwächen, sei verfrüht gewesen: das aber habe man im Osten nicht zu übersehen vermocht.

Da in Hoffmanns Darstellung der ganze Weltkrieg — allerdings nur in knapper Form — behandelt wird, kann ich hier nur auf einige Brennpunkte seines Buches hinweisen. Wo er über versäumte Gelegenheiten urteilt, besonders bei der Kritik des westlichen Operationsplanes, hat er leider nicht alle zur Verfügung stehende Literatur benutzt. So bleiben denn seine Darlegungen über den Aufmarschplan des Grafen Schlieffen und die später daran vorgenommenen Veränderungen lückenhaft, obwohl in den ausgezeichneten Werken des Oberstleutnants **Wolfgang Foerster** „**Graf Schlieffen und der Weltkrieg**“ (Berlin 1921, Ernst Siegfried Mittler & Sohn) und des Generals der Infanterie **H. v. Ruhl** „**Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges**“ (2. Auflage, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin 1920) gründliche und erschöpfende Arbeiten hierüber vorliegen. Für alles, was den Osten betrifft, sind aber Hoffmanns Darlegungen von größtem Wert, besonders auch für die Zeit, nachdem Hindenburg und Ludendorff im August 1916 die Oberste Heeresleitung übernommen hatten und Hoffmann als Chef des Generalstabes dem neuen Oberbefehlshaber Ost, Generalfeldmarschall Prinzen

Leopold von Bayern, an die Seite gestellt worden war. In höchstem Maße trifft dies zu für die Schlussschlüsse im Osten, für den russischen Waffenstillstand und für den Frieden von Brest-Litowsk, bei dem Hoffmann eine bedeutende Rolle gespielt hat, wenn er auch den oft zitierten Faustschlag auf den Verhandlungstisch durchaus in Abrede stellt. Aus Hoffmanns Darlegungen geht hervor, daß es vielleicht möglich gewesen wäre, die Bolschewisten zu stürzen. Auf Grund seiner später gewonnenen Kenntnis beklagt er es, daß man nicht im Sommer 1918 nach Moskau gegangen sei, eine andere russische Regierung eingesetzt habe, um mit dieser ein Bündnis zu schließen. „Man hätte damit zum mindesten Rußland unsäglichen Jammer und Elend und den Tod von Millionen von Menschen ersparen können.“ Die weltgeschichtliche Auseinandersetzung im Westen, zu der alle noch kampffähigen Kräfte zusammengezogen werden mußten, machte dieser Hoffnung ein Ende.

Wichtig ist Hoffmanns Feststellung, daß auch der deutsche Oberbefehlshaber Ost bis zum bitteren Ende im Herbst 1918 überzeugt war, das Westheer werde im schlimmsten Falle seine Stellungen zu behaupten vermögen. Auch ist Hoffmann der Ansicht, daß es möglich gewesen wäre, die bulgarische Front noch mit einigen aus alter Landwehr und Landsturm bestehenden Ostdivisionen zu stützen, die freilich für die Westfront als kampffähig nicht mehr angesehen werden konnten. Das Durchführen der großen Westoffensive bis zum völligen Versagen des deutschen Kriegsinstrumentes verwirft Hoffmann. Auch vertritt er die Meinung, daß bei der Einstellung der Offensive auf Amiens im Frühjahr 1918 die Reichsleitung darauf aufmerksam hätte gemacht werden müssen, „daß es Zeit sei, Friedensverhandlungen anzuknüpfen, und daß keine Aussicht vorhanden sei, den Krieg auf der Westfront mit einem entscheidenden Siege zu beenden.“

Die wesentlichste Vorbedingung für einen guten deutschen Frieden erblickte General Hoffmann von vornherein in einem klaren Verzicht auf Belgien. Schon am Tage der Einnahme von Lodz im Spätherbste 1914 hatte Hoffmann dem in Posen zu Besuch weilenden Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg auf seine Frage, wie man nach der Ansicht des Offiziers zu einem Frieden kommen könnte, als erste Vorbedingung dafür genannt, der deutsche Reichskanzler müsse öffentlich klar aussprechen, „daß wir nicht einen Quadratmeter belgischen Grund und Bodens behalten wollten, da England sich ein deutsches Belgien nicht gefallen lassen könne und dagegen bis zum Ende kämpfen würde.“ Auch schien ihm ein Zuwachs an belgischen Untertanen für Deutschland durchaus unerwünscht. Damals schon erwiderte Bethmann-Hollweg, er sei zwar ganz und gar Hoffmanns Meinung: wenn er aber den Verzicht auf Belgien in Berlin im Reichstage aussprechen würde, so würde sich ein Sturm der Entrüstung darüber erheben und ihn von seinem Platze hinwegfegen. Damals schon war durch die Veröffentlichung gewisser Stücke aus den belgischen Akten die öffentliche Meinung Deutschlands in Bezug auf Belgien völlig in Verwirrung geraten, so daß der Reichskanzler mit dieser Tatsache wie mit einem politischen Machtfaktor rechnen zu müssen glaubte.

Das Hoffmann'sche Buch wirft das Gesamtproblem des Weltkrieges auf, ohne es in allen Einzelheiten erschöpfend klarstellen zu können. Nimmt man das Buch indes als Ganzes, so kann man es nur mit Freude begrüßen, zumal es sachlich und anspruchlos geschrieben ist und sich von jeder persönlichen Gereiztheit fernhält. Im ganzen genommen bildet es einen der wichtigsten Bausteine für die endgültige Geschichtsschreibung des Weltkrieges.

Bernhard Schwertfeger.

Die Not der deutschen Wissenschaft.*)

Der große Krieg dauert immer noch an. Das Versailler Diktat war alles andere eher als eine Friedensurkunde. Der Völkerbund ist ein Ring der Siegerstaaten mit ihren Trabanten, dazu bestimmt, den Zerstörungskrieg gegen die Besiegten unter dem Scheine des Völkerrechts fortzusetzen. Das „Vingt millions de trop“ steht als Wahlspruch über all diesen interalliierten und internationalen Körperschaften, die im Dienste des Versailler Diktates arbeiten. Und damit die zwanzig Millionen Deutscher unter den Boden gebracht werden, müssen gleichzeitig die dreißig oder vierzig übrigen Millionen verkümmern.

Deutschland ist immer noch blockiert. Früher war es die Blockade durch die englischen Schiffe, jetzt ist es die Valutablockade. Diese wie jene geht auf Aushungern, auf Vernichtung leiblicher und geistiger Werte in möglichst weitem Umfang. Wie diese Vernichtung auf dem Felde der geistigen Arbeit aussieht, das lehrt der vorliegende Band. Er trägt Tatsachen zusammen und läßt die unerbittlichen Zahlen sprechen. Wir alle haben schon viel gehört und gelesen über die Not der deutschen Hochschulen, Büchereien, Forschungsanstalten, über die Not der Lehrer, Forscher und Studierenden. Hier findet man alles beisammen — bis zum April 1923. Diese Darlegung, sachlich, nicht als entrüstete Anklage der Schuldigen, des Feindes, geschrieben, wirkt erschütternd wie der altentworfene Bericht von einem furchtbaren Kriege. Auch der Abschnitt über die andauernde Verfehlung der deutschen Wissenschaft durch das feindliche Ausland geht nicht über den ruhigen Ton der Betrachtung und des Bedauerns hinaus. S. 71: „Es ist merkwürdig genug, daß der Gedanke eines wissenschaftlichen Solidarismus derart abgeschwächt werden konnte, und daß Auffassungen reiften, man könne die deutsche Wissenschaft und Kultur ausschalten, ohne daß die Kultur Europas Schaden dabei leide. Das sind geradezu schmerzliche Irrtümer.“ Man lese auch auf S. 126 f. nach, was der französische „travailleur intellectuel“ noch im Jahre 1923 unter Völkerverbrüderung versteht!

Aussprüche wie die folgenden: „Der Zerrüttung unserer Wirtschaft tritt die Zermürbung unserer Forschung zur Seite“; „So führt dieser Ausverkauf fast unerseßliche volkswirtschaftliche und auch geisteswissenschaftliche Verluste für ... Deutschland mit sich“; „Schon vor dem Tag der Habilitierung wird heute von der wirtschaftlichen Not eine ganze Generation ... gewissermaßen ausgemerzt“; „... daß der deutsche gebildete Mittelstand im Begriffe steht, zu verschwinden“; „Der buchfreundliche Mittelstand ist proletarisiert“: solche Aussprüche sind leider keine rednerischen Steigerungen; sie ergeben sich schlicht und zwingend aus den mitgeteilten Tatsachen. Der Eindruck auf den Leser ist umso niederdrückender, als der Währungsverfall der letzten sechs Monate alle Verhältnisse noch trostloser gemacht hat. Die Preise, die der Verfasser aus dem April dieses Jahres anführt, erscheinen uns schon beneidenswert!

Wir Deutschschweizer stehen diesem Jammer nicht nur als ergriffene Zuschauer gegenüber. Die Verelendung der deutschen Wissenschaft und des deutschen Buchverlags trifft uns noch ganz anders als etwa die Schweden und die Finnländer. Unser Gelehrtentum und unser Schrifttum sind ja von dem des Reiches nicht getrennt zu denken. Unerträglich hat der Schweizerische Schriftsteller-Verein schon vor drei Jahren die wirtschaftliche Lage unseres Schrifttums genannt. Aber auch die Arbeit deutschschweizerischer Gelehrter ist zum guten Teil angewiesen auf die Leistungsfähigkeit des reichsdeutschen Verlags, auf die Kaufkraft der reichsdeutschen Büchereien; sie ist zum größeren Teil eingestellt auf Leserkreise im gesamten deutschen Sprachgebiet.

Was wir an Hilfe leisten können, ist ein Tropfen auf den heißen Stein. Wo die Quelle des Übels ist, weiß jeder. Es ist Frankreichs Politik, sein

*) Die Not der deutschen Wissenschaft und der geistigen Arbeiter. Geschehnisse und Gedanken zur Kulturpolitik des Deutschen Reiches von D. Dr. **Georg Schreiber**, ordentl. Universitätsprofessor in Münster i. W., Dr.-Ing. h. c., Mitglied des Reichstags. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1923. 149 S.

Zerstörungswille, sein Festhalten an dem Versailler Verbrechen. Der Verfasser sagt: „Im Zeichen des Friedensvertrags von Versailles ist keine hochstehende und völkerverbindende Wissenskultur möglich, es sei denn, daß mit Artikel 234, also mit dem Hinweis auf unsere Leistungsfähigkeit, Ernst gemacht wird.“ Oder wie es in Harnack's Schreiben an Haldane lautet (S. 139): „Ihr tötet mit dem Leibe auch den Geist und die Seele Deutschlands, wenn ihr diesen „Frieden“ weiter wüten laßt!“

Arlesheim.

Andreas Heusler.

Vom Pflanzenleben der Schweiz.*)

Hefen, die auch die Kultur der Schweiz berücksichtigen, geziemt es, Kenntnis zu nehmen von dem ersten zusammenfassenden Werk über die Pflanzengeographie unseres Landes. Diese erst aufgeblühte Wissenschaft untersucht die Zusammenhänge zwischen Boden, Klima und den Lebewesen, namentlich alles Botanische betonend. Man könnte von einer Kultur- und Staatengeschichte der Pflanzengesellschaften sprechen. Die Lehre weist also auf Beziehungen hin, die keineswegs nur den Fachbotaniker angehen, sondern allen Naturfreunden lieb und vertraut sein sollten. Furrer will auch den Naturgenuß vertiefen, wie es die in ihrer Art klassischen Werke, nämlich Christs „Pflanzenleben der Schweiz“ und Schröters „Pflanzenleben der Alpen“ auf verwandtem Gebiet erreichten. Daß es solche Bücher gibt, muß dem harmonisch gebildeten Menschen ebenso gut bekannt sein wie die politische Geschichte und Geographie seines Landes. Wälder, Wiesen, Weiden, Alpen sind der Schauplatz eines stillen Wirkens, das ob dem geräuschvollen Stadtgetriebe nicht vergessen werden darf. Gesundung unseres zerrissenen, haßerfüllten, kulturlosen Zeitgeistes kann vielleicht von der Natur her befördert werden. Dies war stets der Glaube eines Naturforschers von höchster Kultur, Alexanders v. Humboldt. Im Jahre nach der Schlacht bei Jena, die ein Europa schuf, wie wir es heute wieder mitleidend um uns sehen, widmete er seine „Ansichten der Natur“ den von der Gegenwart bedrängten Gemütern. Er schrieb: „Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle, folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf den hohen Rücken der Andenkette.“ So weit führt uns nun Furrer zwar nicht. Aber er zeigt uns die Formen der Vegetation kreuz und quer durch die Schweiz, zeigt auch deren Wandlungen und deren Geschichte, belehrt über Ziel und Weg der Vegetationsstudien und erörtert die Lebensgrundlagen der Pflanzendecke, als da sind Boden, Klima und Wirtschaftsformen. Unter dieser äußerst knappen Inhaltsangabe verbirgt sich ein gewaltiger, aber sehr anregend verarbeiteter Stoff, der viel mehr bietet und viel zahlreichere Fragen berührt, als der Laie wohl annimmt. Das Werk hat sich zu einem wissenschaftlichen Lehrbuch ausgewachsen. Immerhin wendet es sich durchaus nicht nur an Fachleute. Wir dürfen es ruhig allen Lesern dieser Hefte empfehlen, die in ihrem Schulränzlein noch Reste ihrer alten Botanikhefte auffinden. Gewiß wird nicht jeder alle lateinischen Pflanzennamen kennen. Mancher findet diese Artenlisten unliebenswürdig an Linnés „Scientia amabilis“. Aber auch ohne solche Kenntnisse wird er vom Verfasser viel erhalten. Reichen Gewinn aber finden vor allem jene, die, angeregt durch Furrer, nun auch selbst beobachten. Oswald Heer hatte im Vorwort zu seiner berühmten „Umwelt der Schweiz“ 1864 von Reisenden erzählt, die auf dem abgelegenen Eiland St. Paul in einer Hütte eine Büchersammlung gefunden hätten; „allein kein Mensch der Insel konnte die Bücher lesen und hatte eine Ahnung davon, welch' reichen Schatz zur Belehrung und Unterhaltung jene vereinsamte Hütte barg. Wir haben an unserer Naturwelt ein noch unendlich viel größeres und herrlicheres Bildungsmittel; es bleibt aber, wie die Bibliothek jenen Inselanern,

*) Dr. Ernst Furrer: *Kleine Pflanzengeographie der Schweiz*. Mit 76 Bildern. VIII und 331 Seiten, 8°, Verlag Beer & Cie., Zürich. Preis Fr. 8.—.

allen verschlossen, denen das Verständnis derselben fehlt. Sie werden wohl von dem wunderbaren Zauber, der unsere Alpenwelt umgibt, ergriffen, allein sie begnügen sich mit diesen flüchtigen Eindrücken; sie betrachten nur den schönen Einband und Goldschnitt des Buches, sein Inhalt aber bleibt ihnen unbekannt, und sie haben keine Ahnung von den großen und tiefen Geheimnissen, die es enthält, und von dem Genusse, der unserem Geiste zu Teil wird, wenn diese sich uns auflösen und damit die wunderbare Geschichte unseres Landes und unserer Natur sich aufschließt." Soweit der alte Oswald Heer. Furrer ist einer seiner Enkelschüler und versucht, in seinem mit 76 Landschafts- und Pflanzenbildern wahrhaft geschmückten Buche mitzuhelfen, jene Schrift zu deuten. Mögen viele ihm zuhören!

R. A. Meyer.

Josef Reinharts Geschichtenbuch „Heimwehland“.

Man fühlt sich bald wohl in der „einsamen Welt“ dieser fünf Geschichten. Das macht nicht allein die verschwiegene heimatfrohe Naturverbundenheit ihrer warm gezeichneten Zurlandschaften, deren Stimmung in den eindrucklichsten Szenen dem Erleben der Menschen mit großen Linien nachgehender Hintergrund ist. Das machen vor allem die Hauptgestalten des Buches, denen der Dichter, bewußt oder unbewußt, Blut von seinem Blut mitgegeben: Feine, tiefgütige Gemüter, so zart innerlich und liebebedürftig, daß die Härte des Lebens sie früh kränken oder knicken oder doch mit einem unstillbaren Heimweh belasten muß. Und alle, die eigentlichen oder heimlichen Helden dieser Erzählungen: Sameli, der Sohn des engherzigen, seelisch verknorrten und dabei doch rührend heimatzähnen Schindelmachers; das greise Jüngferlein Broni; der fein besaitete Handhub der Steinbrucharbeiter, der mit seiner Knabenschönen Bewunderung des Bildhauers dem Leser viel näher ans Herz wächst als der mehr im Vordergrund stehende ungeschlachte Kubitschung; dann der verträumte Silvan, seiner weichgemütigen Mutter echter Sohn — alle sind sie trotz der kleinbäuerlichen Abgeschlossenheit, der Überlieferungstreuen innern Begrenztheit, in der sie aufwachsen, keine Durchschnittsmenschen. Irgendwie heben sie sich von ihrer Umgebung ab, selbst der eigensinnig dem Alter trogende Vater Klaus, dem am wenigsten von jenem zarteren Wesen anhaftet und dessen Darstellung denn auch von allen fünf Geschichten am wenigsten Selbständigkeit, Persönlichkeit gewinnt.

Vielleicht aber liegt das auch an der Sprache, die mit dem ungewöhnlich starken mundartlichen Einschlag zumal ihrer Redeteile gebieterisch nach der Rückwendung in reines Schweizerdeutsch ruft. Rückwendung: weil ja diese Erzählung merkbar mundartlich gedacht und empfunden ist. Wohl, hier wird sich ein stattlicher Trupp mit Recht angesehener einheimischer Erzähler bedrohlich vernehmen lassen, um mit Entschiedenheit für ein „mundartlich gefärbtes Schriftdeutsch“ einzutreten, und sicherlich werden sie sich dabei auf Gotthelf berufen. Aber man braucht dagegen gar nicht einmal Gottfried Keller zu beschwören. Man braucht nur leise daran zu erinnern, wie oft unsere Schilderer dörflichen Lebens von der ernsten Kritik innerhalb wie außerhalb unserer Grenzen gerade deshalb über die Schulter angesehen werden, weil sie vielfach, dem heimischen Leser zu lächelnd geneigtem Gefallen, also in entschieden unkünstlerischer Absicht und Weise, mehr oder minder gelb schimmerndes Messing schreiben. Wo sich doch heute die mundartliche Dichtung bei uns über Mißachtung durchaus nicht mehr beklagen darf: Warum bereichert der, den es zum mundartlichen Ausdruck drängt, nicht den noch ganz und gar nicht übergroßen Schatz echter schweizerdeutscher Erzählungskunst? Was kann denn, um ein zunächst liegendes Beispiel heranzuholen, für ein Gewinn an Abstufung der Stimmung, der Anschaulichkeit erwachsen etwa aus dem steten Gebrauch der Mundartform „Hüsi“ oder „Langezeit“? Höchstens daß daneben die schriftdeutschen Satzbruchteile störend unecht wirken.

Auch die Geschichte des „Broneli“ ist aus der Mundart in die Schriftsprache hinein-, hinaufgewachsen. Aber dieses Motiv ertrug das. Ja, man möchte gerade diesem feinen Stück Erhebung aus dem lokal beengten Sprachkreis wünschen. Daß Josef Reinhart rein künstlerische Durchbildung der erzählenden Redeweise auch selber zu schätzen weiß, dafür zeugt die Darstellung von „Silvan Grubers Einsamkeit“, der letzten unseres Geschichtenquintetts. Hier ist die Sprache weich und wohlklingend, eindrucksvoll, treffend, der Gang der Handlung überzeugend sicher, spannend und nach dem Ende hin zu dramatischer Steigerung geführt, die sorgsam vorbereitet wird.

Und den menschlichen und künstlerischen Werten dieses Buches ist solche sorgliche Gestaltung allerdings angemessen, besonders den eigenartigen Motiven der ersten, wie der dritten und der vierten Geschichte. Eine rechte Freude ist es da, zu reden und zu rühmen insonderheit von der Schilderung Bronelis: Bei aller Einfachheit und spärlichen Handlung ein ergreifendes Stück Lebensspiegel. Dies alte, einfältige Weiblein! Aber welche mitfortreißende seelische Wucht in der Bewältigung dieses Vorwurfs! Wie ist die Szene in der Kirche — ein nicht leichtes Motiv — gefüllt. Dem Erzähler Dank, daß er das gewagt: Dieser unausgesprochenen Altersliebe in ihrer ganzen reinen Zartheit, Innigkeit nachzugehen, die so urdeutsch ist in jenem Sinne, der in den „Monatsheften“ vollen Verstehens gewiß sein darf. Wenn doch auch der Teil unseres Volkes, dem das Kinodrama Begeisterung weckt, sich noch an solcher Erzählungskunst, an ihrer seelischen Schlichtheit, Echtheit und Tiefe, ihrem Ernst zu erbauen vermöchte!

Arnold Büchli.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhaldenstrasse 66. — Druck: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Nachnahmen für das IV. Kalenderquartal 1923

kommen demnächst zur Versendung. Wir ersuchen unsere

Vierteljahrs - Abonnenten

diese gütigst einzulösen, wenn sie nicht vorziehen, den Betrag von **Sr. 4.25** noch vorher auf unsere Postcheckrechnung VIII 8814 einzuzahlen.

Der im letzten Heft veröffentlichte Aufsatz von

Edith Landmann:

Carl Spittellers poetische Sendung

ist auch als **Sonderabzug** gedruckt und kann bei uns gegen Einzahlung auf unsere Postcheckrechnung von 20 Rp. für das Stück bezogen werden. Bei Bezug einer größeren Anzahl, besonders zum Zweck der Versendung nach dem Ausland, Berechnung nach Übereinkunft.

**Verlag der Schweizerischen Monatshefte
für Politik und Kultur
Zürich, Steinhaldenstrasse 66.**